

# Ein Panoramablick

**Lektüre–Erfahrungen mit Georg Langenhorst:**

**„Ich gönne mir das Wort Gott“.**

**Annäherungen an Gott  
in der Gegenwartsliteratur (2009)**

Prof. Dr. Karl-Josef Kuschel (Universität Tübingen)

---

Wer sich als Autor zu einem Thema der Gegenwartsliteratur äußern will, steht vor Grundentscheidungen, dem Abwägen von Vor- und Nachteilen der jeweiligen Darstellungsform, die man wählt. Man kann sich einen einzelnen Autor herausuchen und ihn exemplarisch behandeln. Der Vorteil: Man gewinnt werkgeschichtliche Breite und thematische Tiefe. Der Nachteil: Der Ausschnitt aus dem Gesamt des Themenspektrums und der literarischen Erscheinungen ist allzu eng. Man kann Cluster bilden, Autoren ähnlicher Struktur herausfiltern: einen Peter Handke, einen Botho Strauß, einen Arnold Stadler zum Beispiel. Der Vorteil: Man gewinnt neben werkgeschichtlicher Breite und thematischer Tiefe Möglichkeiten des Vergleichs, Dialogizität im Versuch, die verschiedenen Stimmen mit- und gegeneinander zu führen. Der Nachteil: Die Diskurse bleiben Insider-Gespräche, die Ausschnitte begrenzt, Schlussfolgerungen auf Gesamttendenzen werden unmöglich.

Georg Langenhorst entscheidet sich in seiner 2009 vorgelegten, rund 330 Seiten umfassenden Studie für einen „Panoramablick“ (S. 293) und zwar zum Thema Religion und Gottesfrage in der deutschsprachigen Literatur der Gegenwart. Das klingt selbstbewusst, präntiös, als könne einer heute noch im Alleingang die Komplexität der Phänomene und die strukturellen Prozesse übersehen. Und Langenhorst trägt sein Hauptanliegen durchaus mit Selbstbewusstsein vor: „Meine Hauptthese: Der hier nur in einem Schatten präsentierte Befund einer zunehmenden Marginalisierung von Religion und Gottesfrage in der deutschsprachigen Literatur und Literaturwissenschaft trifft heute so nicht mehr zu. Seit Beginn der 90er Jahre hat sich das kulturelle Klima im deutschsprachigen Bereich tatsächlich durch unterschiedlichste historische und soziologische Prozesse verändert. Einbezogen in diese Veränderungsprozesse ist die Darstellung Gottes in der Literatur“ (S. 13).

Sätze wie diese zeugen von Selbstbewusstsein, aber nicht von Selbstüberschätzung. Sympathisch berührt mich genau diese Mischung, die den Autor Langenhorst charakterisiert: Anspruch auf Überblick paart sich von vorneherein mit dem selbstkritischen Bewusstsein des Ausschnitthaften. Präsentation der Materialfülle verbindet sich mit der selbst eingestandenen Begrenztheit des Darstellbaren. Der vorgelegte Panoramablick will und kann „nicht mehr sein als eine Momentaufnahme, eine Zwischenbilanz, ein perspektivischer Scheinwerfer hinein in eine literarische Landschaft, deren Vielfalt, Lebendigkeit und Dynamik sich einer statischen und strukturellen Erfassung entzieht.“ (S.293)

„Verengung des Blicks“ also wird zugestanden. Langenhorst weiß, dass andere Bereiche der Literatur in seinem Buch ausgeblendet sind: Gegenzüge etwa im Werk der vorgestellten Autorinnen und Autoren. Nicht berücksichtigte Schriftstellerinnen und Schriftsteller und deren Beiträge zum Thema. Benachbarte Strömungen wie das Wiederaufleben mystischer Literatur (etwa bei Peter Handke oder Botho Strauß) oder das Feld von Ethik und Ästhetik. Entwicklungen aber auch in anderen literarischen Welten: in der Kinder- und Jugendliteratur zum Beispiel. Ganz davon abgesehen, dass ein thematischer Fokus wie „Annäherungen an Gott“ andere literarische Zeugnisse ignoriert, in der Religion und Gottesfrage überhaupt keine Rolle spielen. Und auch das weiß der literaturwissenschaftlich geschulte Theologe: „Eine derartige Spurensuche nach literarischen Annäherungen an Gott steht in Gefahr, in ihrer einseitigen Frageperspektive Dichtung zu funktionalisieren. Vor allem eine bloße Reduktion auf inhaltliche Essenz würde den ‚Mehrwert des Ästhetischen‘ unterschlagen.“ (S.10)

Wer so selbstkritisch Grenzen einzuräumen vermag, muss andererseits eine Menge zu bieten haben, damit sich eine Monographie über die Gottesfrage in der Gegenwartsliteratur rechtfertigt. Und dies kann Georg Langenhorst wahrhaftig beanspruchen. Drei große Teile umfasst sein Buch, wobei der *Erste Teil* mehr kontrastiven Charakter hat: „Literarische Gottesrede der ‚christlichen Literatur‘: zwischen Affirmation und Abbruch“. Klassiker dieses Genre wie Gertrud von Le Fort, Reinhold Schneider und Christine Busta treten noch einmal auf und zeigen zugleich die Ambivalenz des Phänomens „christliche Literatur“. Langenhorst denkt nicht daran, die üblich gewordene Abqualifizierung dieser Art von Literatur mitzumachen. Er versucht auch hier Gerechtigkeit im Urteil.

Entscheidend sind die Teile II und III. Der *Zweite Teil* mit dem Titel „Literarische Gottesrede heute. Konfessionelle Identität zwischen Besinnung und Abgrenzung“ sucht Autoren zu gruppieren von der religiösen Herkunftsfrage her. Da geht es um Autoren, die noch der katholischen Tradition verhaftet oder verpflichtet sind: Hanns-Josef Ortheil, Ulla Hahn, Ralf Rothmann, Arnold Stadler oder Thomas Hürlimann. Da geht es um Autoren mit protestantischem Hintergrund wie Eva Zeller, Gabriele Wohmann oder Friedrich Christian Delius. Um Autoren jüdischer Herkunft wie Barbara Honigmann und Matthias Hermann. Und schließlich um Autoren wie Barbara Frischmuth und Adolf Muschg, die sich anderen Weltreligionen geöffnet haben: dem Islam wie Barbara Frischmuth oder dem Zen-Buddhismus wie Adolf Muschg. In der Rückschau auf diesen ersten Teil freilich erweist sich der Begriff „konfessionelle Identität“ als zu eng. Denn präsentiert werden hier ja Autorinnen und Autoren, die sich weder „konfessionell“ (katholisch/protestantisch) einordnen lassen, noch solche denen eine konfessionelle „Identität“ nachgesagt werden kann. Bestenfalls haften ihnen religiöse Traditionen (oft seit ihrer Kindheit) an, von denen sie meisten sich frei zu schreiben versuchen. „Therapeutisches Freischreiben von Gottesvergiftungen“ überschreibt Langenhorst nicht zufällig eines seiner interessantesten Unterkapitel in diesem Teil.

Der *Dritte Teil* („Gottesrede als Sprachsuche: Ringen um Ausdruck und Form“), ist nicht nach „religiösen“ Kriterien, sondern nach Gattungskriterien geordnet. Gespiegelt wird das Thema „Religion und Gott“ in Romanen und Novellen, dann auf der Theaterbühne und schließlich in der Gegenwartslyrik. Es ist der informativste und dichteste Teil des Buches. Aber allein in diesem Dritten Teil werden 18 verschiedene Autorinnen und Autoren vorgestellt. Das zeigt den Ehrgeiz, beim „Panorama“ möglichst umfassend zu sein, möglichst viele Phänomene zu beschreiben.

Kann Langenhorst seine „Hauptthese“ belegen? Zumindest so viel wird man sagen müssen: An Gründlichkeit der Recherche herrscht in diesem Buch kein Mangel. Wer über religiöse Phänomene, insbesondere die Gottesrede, in Texten der Gegenwartsliteratur auch schon statistisch informiert sein will, der lese Langenhorst. Denn seine Spurensuche geht über die Dokumentation und Interpretation literarischer Zeugnisse weit hinaus. Auf Signale aus der neuesten „literarischen Szene“ wird ebenso verwiesen: Im September 2002 erscheint das Heft 149 des „Kursbuch“ unter dem Titel „Gott ist tot und lebt“. Die Zeitschrift „Literaturen“ stellt ihr Heft

12/2005 unter das Gesamtthema „Wie gewaltig ist der Glaube?“. Die Literaturbeilage der „Süddeutschen Zeitung“ zur Leipziger Buchmesse 2006 steht unter dem Motto „Das Heilige“. Eine aktuelle Ausgabe der von der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung herausgegebenen Hefreihe „Valerio“ widmet sich dem Themenkomplex von „Schreiben/Glauben – Miszellen zu Literatur und Religion“. Der Herausgeber Joachim Kalka spricht im Vorwort von „dem aktuellen, ja geradezu modischen Thema ‚Literatur und Religion‘“. Die Schriftstellerin Felicitas Hoppe erkennt und benennt in ihrem Beitrag, wenn auch mit mahnendem Unterton: Dass „Gott trotzdem ziemlich ‚in‘ ist, lässt sich allerdings nicht übersehen. Auch nicht in der Literatur.“ Schließlich veröffentlicht die Evangelische Kirche in Deutschland in einer aktuellen Reihe zum Thema „Protestantismus und Kultur“ einen Sammelband mit dem expliziten Titel „Protestantismus und Dichtung“.

Keine Frage: Es hat sich etwas getan in der Gegenwartskultur, was ein neues Interesse und eine neue Bewertung des Faktors „Religion“ betrifft, ohne dass man – *mit* Langenhorst – das Ganze überschätzen dürfte. Um ein „Massenphänomen“ handelt es sich nicht. Falsch wäre von daher der Eindruck, Religion sei *das* Thema der Gegenwartsliteratur schlechthin. Langenhorst hat recht: „*Das* eine Thema gibt es im Rahmen der postmodernen Vielfalt sowieso nicht, die Vielfalt ist ja geradezu ein Signum der Zeit geworden. Aber eben in dieser Vielfalt hat Religion wieder ihren Platz, konkreter: einen Platz, der unter anderen Vorzeichen steht als noch vor 20 oder 30 Jahren“ (S. 294).

Aber unbestreitbar ist auch, dass es eine neue – wie Langenhorst sich ausdrückt – „Affirmation von religiöser Sprachsuche und Gottesrede“ in Texten der Gegenwartsliteratur gibt – von Autoren der älteren Generation wie Enzensberger und Krüger angefangen bis zu jüngsten Vertretern der Gegenwartsliteratur wie Matthias Hermann und Dirk von Petersdorff. Langenhorst hätte noch Helmut Zwanger als Lyriker nennen können. „Affirmation“ ist dabei ein missverständliches Wort. Es klingt nach unproblematischer Zustimmung, was Langenhorst gerade nicht will. Sachlich genauer wäre wohl der Begriff der „Persistenz“, der auf die von Langenhorst diagnostizierten Phänomene eher zutrifft. Die Rede von Gott löst sich – allen Säkularisierungs-Prognosen zum Trotz – nicht auf, sondern hält sich durch, ja entwickelt ein erstaunlich zeitdiagnostisches Widerstands- und Kritikpotential.

Die einzelnen Texte und Autoren (sie gehen in die Dutzende in diesem Buch) zu würdigen oder kritisch zu bewerten, ist hier nicht der Ort. Ich will Leseerfahrungen mitteilen und auf Vor- und Nachteile des von Langenhorst gewählten Darstellungswegs aufmerksam machen. Festzuhalten bleibt: Bei allem Vorteil des „Panoramablicks“ gibt es in den einzelnen Kapiteln und Unterkapiteln unterschiedliche Gewichtungen. Überall dort fühle ich mich bei Langenhorst wohl, wo er den Autoren etwas Platz „gönnt“. Bis zu zehn Seiten zum Werk von Ralf Rothmann, Arnold Stadler, Thomas Hürlimann oder Patrick Roth.: das schafft Vertrauen in das Selektionsverfahren, das Langenhorst braucht, um sich dem Vorwurf zu entziehen, er picke sich nur an Körnern heraus, was er brauche. Andere Kapitel dagegen fallen ab. Auf sieben Seiten vier Autoren: Christoph Meckel, Markus Orths, Paul Ingendaay, Veronika Peters. Knapp drei Seiten zum Werk von Barbara Honigmann oder zu Barbara Frischmuth. Das große Romanwerk von Hanns-Josef Ortheil reduziert auf das Kinderbuch „Lo und Lu“, wo in der Tat ein Gespräch über Gott thematisch „vorkommt“.

Andererseits aber bekommen die Leserinnen und Leser dieses Buches eine doppelte Chance. Zum einen erschließt Langenhorst religiös relevante Texte bei Autorinnen und Autoren, die man so nicht vermutet und ohne ihn kaum entdeckt hätte. Für viele wird Langenhorst im besten Sinne des Wortes ein Vor-Leser. Zum anderen lernt man Autorinnen und Autoren kennen, die nicht in vorderster „Front“ des literarischen Betriebs stehen. Ich gestehe, dass ich zum ersten Mal informiert werde über Autorinnen wie Sibylle Lewitscharoff oder Felicitas Hoppe. Gestehe, dass ich zwar Ernst Jandl, Horst-Peter Neumann und Michael Krüger kenne, aber weder einen Lukas Bärfuss noch einen Richard Exner. Von Autorinnen und Autoren der „jüngeren Generation“, denen Langenhorst ein eigenes Kapitel widmet, ganz zu schweigen: Dorothea Grünzweig, Ludwig Steinherr, Dirk von Petersdorff, Christian Lehnert und Jan Wagner.

Das empfinde ich nicht als Schwäche, sondern als Stärke dieses Buches. Es orientiert sich gerade nicht exklusiv an Feuilleton-gesättigten Autorinnen und Autoren wie Barbara Frischmuth, Patrick Roth, Tankred Dorst oder Hans Magnus Enzensberger, sondern auch an weniger beachteten wie Juli Zeh, Werner Fritsch oder Petra Morsbach.. Langenhorst also liefert schon auf der Ebene reiner Empirie Enormes., ohne dass er den Ehrgeiz zu einer poetologischen Krieteriologie glaubwürdiger Gottesrede heute hätte. Zwar kündigt Langenhorst „Konsequenzen aus einer derartigen Poetologie der literarischen Gottesrede für eine theologische Gottesrede“ an.

Aber eine Theopoetik auf heutigem ästhetischen und literarischen Niveau wird am Ende bestenfalls angedeutet. Das soll kein Vorwurf, sondern eine „sportliche Herausforderung“ sein. Wir können von einem Mann wie Langenhorst, der wie kaum einer seiner Generation das Arbeitsfeld von Religion/Theologie und Literatur/Literaturwissenschaft kennt und bearbeitet hat, noch einiges erwarten.

Phänomene zu beschreiben, auf Symptome aufmerksam zu machen, Texte zu präsentieren, von denen neue Signale ausgehen, Autorinnen und Autoren in ein Gespräch über die Rolle der Religion in ihrem Werk zu ziehen: das ist die große Stärke des neuen Buches. Damit gilt der von mir schon 1985 konstatierte Befund nach wie vor: „Eine umfassende monographische Darstellung der Gottesthematik in der Literatur nach 1945 fehlt immer noch.“ Es zeichnet Langenhorst aus, dass er diesen Satz zitiert und gleichzeitig zugesteht: „Eine solche umfassende Darstellung wird auch hier nicht angestrebt. Der Fokus dieser Untersuchungen liegt vielmehr auf der Situation der Gegenwart, der Zeit nach 1990“ (S. 17).

Noch eine letzte Erfahrung. Ich habe von diesem Buch viel gelernt, viel dazu gelernt, mit einem mich aber nicht abfinden können: mit dem Titel, besser mit dem Titel-Zitat: „Ich gönne mir das Wort Gott“. Langenhorst entnimmt es der Frühjahrsliteraturbeilage 2005 der Wochenzeitschrift „DIE ZEIT“ und dem hier abgedruckten Interview mit dem Schriftsteller Andreas Maier, Jahrgang 1968. Maier erklärt, dass er „irgendwann damit angefangen“ habe, sich die „Verwendung des Wortes Gott zu gönnen“. Nicht das Faktum, dass sich ein junger Schriftsteller zur Gottesfrage, ja zur Unverzichtbarkeit des Wortes Gott äußert, stört mich, sondern das Wort „gönnen“. Im Zusammenhang mit Gott klingt dieses Wort anmaßend, buchstäblich gönnerisch. Es zieht das Wort Gott herab auf die Ebene eines Luxusartikels, den man „sich gönnt“, oder ein Alkoholgetränk, das man sich „genehmigt“, weil man sich ja „sonst nichts gönnt“. Das Wort hat etwas Herablassendes, Unernsthaftes. Es verdeckt die Abgründe, die Schmerzen, die Aporien, die inneren Kämpfe, die Qualen, die mit einem Wort wie „Gott“ und den damit verbundenen Erfahrungen verklammert sein können. Das Wort „Gott“ sich zu „gönnen“, heißt, keine Ahnung zu haben, was mit „Gott“ auf dem Spiel steht.

Gewiss: Langenhorst sichert sich auch hier gegen mögliche Missverständnisse ab (S.301). Er will in dem Ausdruck die „Sehnsucht der Suche nach einem letzten Grund“ erkennen. Und hier stimme ich lebhaft zu: Gott ist in Texten der Gegen-

wartsliteratur „vieles zugleich: Mangelwort, Sehnsuchts-Chiffre, Suchbegriff“ (S.301). Aber die Sehnsucht nach Gott, die Suche nach ihm ist etwas völlig anderes als ein „Sich Gönnen“. „Gott liebt es, sich zu verstecken“, habe ich mit einem Pascal-Zitat einen Band mit literarischen Essays einmal überschrieben. Und der Akzent liegt gerade nicht auf „Verstecken“. Dass jemand das Versteckspiel liebt, hat seinen Sinn bekanntlich darin, der er/sie gesucht und gefunden werden will.

Aber vielleicht wollte Georg Langenhorst mit diesem seinen Zitat-Titel gerade eine solche Auseinandersetzung provozieren. Auch den Widerspruch gegen diesen Titel. Und ich erlaube mir bei allem Respekt Einspruch zu erheben, Euer Ehren! Und zugleich sage ich potentiellen Leserinnen und Lesern: Gönnen Sie sich das Buch von Langenhorst!

Prof.Dr.Karl-Josef Kuschel lehrt „Theologie der Kultur und des interreligiösen Dialogs“ an der Kath.-Theol. Fakultät der Universität Tübingen. Im Herbst 2009 erscheinen von ihm. „Heinrich Heines Kampf mit Gott“ und „Mutterland. Die Familie Mann und Brasilien“ (zus.mit Paulo Soethe und Frido Mann).